

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

d

Petros Markaris

# Der Tod des Odysseus

GESCHICHTEN

Aus dem Neugriechischen von  
Michaela Prinzinger

Diogenes

Titel der 2015 bei Samuel Gavrielides Editions,  
Athen, erschienenen Originalausgabe:  
»Τριημερία και άλλα διηγήματα«  
Copyright © by Petros Markaris und  
Samuel Gavrielides Editions  
Covermotiv: Foto von L. B. Jeffries (Ausschnitt)  
Copyright © plainpicture / Onimage / L. B. Jeffries  
Dieser Band wurde für die deutsche Fassung  
in Zusammenarbeit mit dem Autor  
nochmals durchgesehen

Alle Rechte vorbehalten  
All rights reserved  
Copyright © 2016  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
120/16/44/1  
ISBN 978 3 257 06979 2

## Mord an einem Unsterblichen

Die Nachricht erreichte uns während der morgendlichen Kaffeerunde, die unser Chef, Kriminalrat Gikas, vor kurzem eingeführt hat. Sein halbes Leben geht er nun schon in den Besprechungszimmern von Ministern jeglicher Couleur ein und aus. Dabei ist ihm irgendwann zu Ohren gekommen, dass der Premierminister seinen Arbeitstag mit einer morgendlichen Kaffeerunde beginnt. Und so hat er diesen Brauch flugs kopiert. Was die politischen Führungskräfte mit ihrem Mitarbeiterstab bereden, weiß ich nicht. Wir jedenfalls reden nur Unsinn. Statt über den Vortag Bericht zu erstatten und die Einsatzpläne für den aktuellen Tag festzulegen, vertrödeln wir unsere Zeit damit, Gikas' Erinnerungen zu lauschen, die er aus seinem Gedächtnisarchiv hervorkramt.

Als das Telefon klingelt, Gikas abnimmt und »Es ist für Sie« zu mir sagt, habe ich so ein Vorgefühl, das mir Vlassopoulos prompt bestätigt.

»Wir haben einen Mord, Herr Kommissar.«

»Ist die Identität des Opfers bekannt oder nicht?«

»Weithin bekannt. Es handelt sich um den Schriftsteller Lambros Spachis. Seine Haushälterin hat ihn heute Morgen tot in seinem Arbeitszimmer gefunden.«

»Und dir sagt der Name Spachis etwas?«, frage ich ihn verwundert, denn ich kenne ihn nicht.

»Nein, aber ich habe bei Wikipedia nachgeschaut und seinen Lebenslauf gelesen.«

»Oje«, sage ich mir. »Wenn ich jetzt frage, was in Wikipedia steht, setze ich meine ganze Autorität aufs Spiel.«

»Wo hat das Opfer gewohnt?«

»In der Romanou-Melodou-Straße, an der Ringstraße um den Lykavittos.«

»Ich bin gleich unten.«

Vlassopoulos erwartet mich in einem Streifenwagen am Ausgang.

»Ich habe die Spurensicherung und die Gerichtsmedizin verständigt. Ein Streifenwagen bewacht die Wohnung. Das Opfer hat allein gelebt.«

Spachis wohnte in einem dreistöckigen Einfamilienhaus, das aus den dreißiger Jahren stammen muss. Zur Linken befindet sich das Wohnzimmer mit alten Möbeln und Erbstücken, an den Wänden hängen vorwiegend Familienaufnahmen. Auf einem

ausladenden Sessel mit geschwungenen hölzernen Armlehnen sitzt eine dunkelhaarige Fünfzigjährige mit einer Adlernase und hat den Kopf in die Hände gestützt. Auf den ersten Blick wirkt sie wie eine Ausländerin auf mich, doch woher genau, könnte ich nicht sagen. Der junge Kriminalhauptwachmeister, der sie beaufsichtigen soll, raucht stehend am Fenster und blickt verträumt nach draußen.

Die Küche liegt dem Wohnzimmer genau gegenüber. Daneben führt eine Holzterasse in die oberen Etagen. Zuerst werfe ich einen Blick in die Küche. Die Türen der Küchenschränke sind zu, ein Stoß Teller wurde achtlos im Spülbecken abgestellt. Der Kühlschrank enthält reichlich Obst und Gemüse.

Im zweiten Stock erwarten mich zwei Schlafzimmer. Dazwischen liegt ein enger Flur, der zum Badezimmer führt. Das Opfer muss das linke Schlafzimmer benutzt haben, denn in den Kleiderschränken befinden sich jede Menge Anzüge und Unterwäsche. Auf dem Nachttisch liegt ein Buch, daneben eine Brille. Das andere Schlafzimmer sieht unbenutzt aus. Wahrscheinlich diente es als Gästezimmer. Auf dem einzigen Balkon vegetieren ein paar darben Pflanzendahin, bei deren Anblick es meine Frau Adriani gruseln würde.

Die oberste Etage besteht aus einem einzigen, riesigen Arbeitszimmer mit Bücherregalen, die bis

zur Decke reichen. Gikas wäre bestimmt neidisch darauf – nicht wegen der Bücher, sondern wegen des Ausblicks. Vor den beiden großen Fenstern liegt einem hier ganz Athen mitsamt Akropolis zu Füßen.

Das wunderbare Licht, das den ganzen Raum durchströmt, schafft eine angenehme Atmosphäre – wäre da nicht das Opfer, das vor dem linken Fenster mit eingeschlagenem Schädel vornübergestürzt ist. Eine Blutlache hat sich um die Wunde ausgebreitet, an den Ohren und am Hemdkragen klebt verkrustetes Blut. Das Arbeitszimmer weist sonst keinerlei Kampfspuren auf. Das bedeutet, dass das Opfer den Mörder gekannt und ihm vertraut haben muss. Nur so konnte es vor dem Fenster unvermutet hinterrücks angegriffen werden.

Nachdem ich mich in Spachis' Arbeitszimmer umgesehen habe, beschließe ich, die Untersuchung des Tatorts der Spurensicherung und der Gerichtsmedizin zu überlassen, und dafür jetzt gleich die Haushälterin zu vernehmen.

Auf der Treppe kommt mir Gerichtsmediziner Stavropoulos entgegen.

»Was gibt's?«, fragt er.

»Eine Leiche mit zertrümmertem Schädel. Das Opfer wurde von hinten erschlagen, als es gerade aus dem Fenster schaute. Da es keine Kampfspu-



ren gibt, muss der Täter ein Bekannter gewesen sein. Schon allein deshalb, weil er ihn nicht bloß im Wohnzimmer empfangen, sondern in sein Arbeitszimmer gelassen hat. Der Mörder hatte es nicht auf Diebesgut abgesehen, sondern kam ganz offiziell zu Besuch.«

Er hält sich mit Kommentaren zurück und geht weiter die Treppe hoch, während die Haushälterin fast genauso dasitzt wie vorhin. Nur hat sie jetzt den Kopf in die eine Hand gestützt und zerknüllt mit der anderen ein Taschentuch.

»Woher kommen Sie?«, frage ich sie.

Jeden Griechen fragt man heutzutage, woher sein Geld kommt, jeden Einwanderer hingegen, woher er selbst kommt.

»Aus Armenien.«

»Arbeiten Sie schon lange für Herrn Spachis?«

»Neun Jahre. Seine Frau Ourania war damals noch am Leben.«

»Wann sind Sie heute Morgen gekommen?«

»Um neun, wie immer.«

»Kommen Sie jeden Tag?«

»Nein, jeden zweiten. Als Erstes gehe ich immer in die Küche. Ich war überrascht, dort schmutzige Teller vorzufinden. Herr Lambros erledigt den Abwasch immer sofort, weil wir hier nah am Park des Lykavittos-Hügels sind und deshalb Ameisen

haben. Aber dann habe ich mich noch mehr gewundert.«

»Wieso?«

»Weil ich ins Schlafzimmer hinaufgegangen bin und das Bett gemacht war.«

»Hat er nie selbst das Bett gemacht?«

»Nein, ich habe das jeden zweiten Tag übernommen. Dann habe ich gerufen: ›Herr Lambros! Herr Lambros!‹ Keine Antwort. So bin ich ins Arbeitszimmer gegangen und ... da lag er dann!«

Sie bricht erneut in Tränen aus und wischt sich mit dem Taschentuch über die Augen.

»Gut, gehen Sie jetzt nach Hause und erholen Sie sich von dem Schrecken«, sage ich. »Morgen kommen Sie zur Vernehmung ins Präsidium auf den Alexandras-Boulevard.«

»Herr Lambros war ein guter Mensch«, sagt sie, während sie seufzend aufsteht. »Schlimm, dass er so gestorben ist. Wirklich schlimm.«

Im Anschluss an unser Gespräch gehe ich ins dritte Stockwerk hoch, um mich nach Stavropoulos umzuschauen. Inzwischen hat auch die Spurensicherung losgelegt. Der Gerichtsmediziner ist mit seiner Arbeit fertig und packt gerade seine Utensilien ein.

»Viel kann ich nicht dazu sagen«, meint er. »Der Mord muss zwischen zehn Uhr abends und ein

Uhr nachts passiert sein. Der Schädel zeigt Spuren mehrerer Hiebe, die mit einem schweren Gegenstand ausgeführt wurden, vermutlich mit einer Schale oder einem anderen Gefäß aus Metall. Darin müssen die Büroklammern, die Heftklammern und der Radiergummi aufbewahrt gewesen sein, die überall im Raum verstreut liegen. Der Mörder muss die Tatwaffe mitgenommen haben. Wir konnten sie nirgends finden.«

»Untersucht seinen Schreibtisch und den Computer«, sage ich zu Sfakianakis von der Spurensicherung.

Sein konsternierter Blick sagt mir, dass ich mir die Anweisung hätte sparen können.

Vlassopoulos kommt die Treppe heraufgekeucht.

»Er hatte keine Angehörigen außer einer Nichte seiner Frau, die in Patras lebt. Er war ein ruhiger Typ und scheint allen gegenüber freundlich und offen gewesen zu sein.«

»Hat jemand gesehen, wie er nach Hause gekommen ist?«

»Nein. Es gibt ja keine Mitbewohner.«

»Gut. Sag in Patras Bescheid, sie sollen die Nichte morgen in einem Streifenwagen nach Athen bringen. Komm, wir machen uns auf den Weg. Das war's fürs Erste. Hier ist nichts Interessantes mehr zu finden, fürchte ich.«

»Ich kann Ihnen nicht groß weiterhelfen«, meint Afroditi Stergiopoulou, die Nichte des Schriftstellers, als wir sie am nächsten Tag in dem Haus am Lykavittos treffen. »Mein Onkel und ich hatten ein distanzierendes Verhältnis. Er konnte mich nicht leiden, und ich ihn auch nicht. Nach dem Abitur wollte ich studieren und Mathematiklehrerin werden. Doch der Onkel hat meiner Mutter das Studium ausgedreht. Er meinte, ich solle lieber Friseurin werden, das sei ein sicherer Job. Und da das Wort meines Onkels in der Familie Gesetz war, bin ich Friseurin geworden. Ein paar Jahre später habe ich Charis kennengelernt. Er ist Finanzbeamter, und als er nach Patras versetzt wurde, ging ich mit ihm. Dort haben wir dann geheiratet. Ein Jahr nach der Hochzeit ist meine Mutter gestorben, und seit damals hatten wir keinen Kontakt mehr – bis auf seltene Telefonate mit meiner Tante. Auf ihrem Begräbnis habe ich Onkel Lambros zum letzten Mal gesehen.«

»Kannten Sie jemanden aus seinem Freundes- oder Kollegenkreis?«

Sie stößt ein kurzes, spöttisches Lachen aus.

»Immer wenn meine Mutter und ich meine Tante besuchten, Herr Kommissar, wurden wir gleich ins Wohnzimmer geführt. Dann habe ich ehrfürchtig auf genau diesem Stuhl hier gesessen, und meiner

Mutter ging es ganz genauso. Mein Onkel thronte in seinem Sessel und redete ununterbrochen auf uns ein. Keiner wagte es, ihn zu unterbrechen, nicht mal meine Tante Ourania. Wenn einer seiner Freunde vorbeikam, hat er ihn direkt in sein Arbeitszimmer geführt, ohne ihn uns vorzustellen. Dann waren wir ganz erleichtert, dass wir unter uns waren und in aller Ruhe quatschen konnten.« Nach einer kurzen Pause fährt sie fort: »Onkel Lambros hatte zwei Gesichter, Herr Kommissar. Das eine hat er seiner Familie gezeigt, das andere den Außenstehenden. Zu den Außenstehenden war er immer freundlich und höflich, zu seinen Angehörigen jedoch hochfahrend und arrogant. So hat er sich auch meiner Tante gegenüber verhalten. Vor den anderen hat er honigsüß getan, wenn er mit ihr sprach. Doch wenn die beiden allein waren, hat er sie von morgens bis abends fertiggemacht.«

»Aber er hat sich doch zu Ihnen gesetzt und mit Ihnen geplaudert«, wende ich ein, da ihre Worte übertrieben kritisch klingen.

Erneut lacht sie auf.

»Mein Mann Charis, der einen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften hat, hat zu mir gesagt, nachdem er ihn kennengelernt hatte: ›Lass mich das nächste Mal bloß zu Hause. Den halte ich nicht aus. Der ist mir viel zu selbstherrlich.« Ja, so war

Onkel Lambros: absolut selbstherrlich. Er hat sich selbst unglaublich gern reden hören.«

»Werfen Sie bitte mit uns einen Blick in sein Arbeitszimmer, vielleicht fällt Ihnen ja irgendetwas auf.«

»Gern, aber ich muss Sie enttäuschen. Zu seinem Büro hatten nur seine Freunde und ein paar Kollegen Zutritt. Da meine Mutter und ich nicht zu dieser Kategorie zählten, mussten wir draußen bleiben.«

Unbewusst hat sie mir einen wertvollen Hinweis geliefert. Da er nur Freunde und Kollegen in seinem Arbeitszimmer empfangen hat, muss der Täter aus diesen Kreisen stammen. Nicht, dass die Zahl der Verdächtigen dadurch kleiner würde. Es wäre ganz schön aufwendig, jeden Dichter, Literaten, Künstler und ähnliche Genossen einzeln zu überprüfen.

»Sie hat ordentlich Gift über ihren Onkel versprüht«, bemerkt Vlassopoulos nach dem Abgang der Stergiopoulou. »Da kann sie sagen, was sie will: Spachis hat großartige Romane geschrieben.«

»Woher weißt du das denn? Hast du die Romane ihres Onkels gelesen?«, frage ich überrascht, da ich weiß, dass er – als eingefleischter Olympiakos-Piräus-Anhänger – nur die Sportzeitung *Protathlitis* liest.

»Einer seiner Romane wurde fürs Fernsehen verfilmt. Da habe ich keine Folge verpasst. Wenn ich nicht gucken konnte, habe ich mir die Wiederholung angeschaut oder einen Freund von der Kriminaltechnik gebeten, die Folge aufzuzeichnen. Der Mann war einsame Spitze, sage ich Ihnen.«

Der Verleger von Lambros Spachis residiert in der Salongou-Straße. Vor dem Haus steht ein Akkordeonspieler und spielt in einer Endlosschleife den Donauwalzer. Er muss aus Serbien stammen. Die Kombination aus Akkordeon und Donauwalzer lässt im Allgemeinen auf einen Serben schließen.

Der Verleger ist ein sympathischer Mittfünfziger. Sein dunkelblondes Haupthaar ist leicht angegraut, die Farbe seines Schnauzers hingegen hält noch stand.

»Ein herber Verlust«, sagt er mit betrübter Miene. »Ganz schlimm. Und auch noch ein so schreckliches Ende.« Er seufzt tief auf, um seine Betroffenheit zu unterstreichen. »Er war ein großartiger Schriftsteller und ein großartiger Mensch.«

Den ersten Teil der Aussage hat mir Vlassopoulos bereits bestätigt, den zweiten Teil seine Nichte, allerdings nur, was sein Verhalten Außenstehenden gegenüber betraf. Von dem Verleger würde ich gern noch mehr erfahren.

»Wissen Sie, er kam sehr gut an. Jeder neue Roman wurde innerhalb eines Monats gleich drei- oder viermal nachgedruckt. Genauso erfolgreich war er im Fernsehen.« Er pausiert kurz und fährt dann fort: »Man hätte erwarten können, dass Lambros hochnäsiger und arrogant geworden wäre, aber weit gefehlt. Unsere Lektorinnen haben ihn heiß geliebt, weil er immer auf sie gehört hat. Er hat ihre Anregungen gern aufgegriffen und seinen Text entsprechend überarbeitet. Ganz anders als die jungen Autoren, die sich wer weiß wie aufregen, wenn man ihnen eine Korrektur vorschlägt. ›Ich hab es aber so und nicht anders gemeint‹, sagen sie. Oder: ›Das ist ein Eingriff in meine Urheberrechte!‹ Dann bleibt einem nichts anderes übrig, als sie entweder rauszuwerfen oder ihr Werk unlektoriert herauszubringen. Normalerweise macht man dann das Zweite.«

»Wieso das Zweite?«, frage ich neugierig.

Der Verleger lacht auf.

»Bücher dienen nicht allein der Lektüre, Herr Kommissar.«

»Sondern?«

»Dazu, die Büchertische in den Buchläden zu füllen. Je mehr Bücher du herausgibst, desto größer wird dein Anteil auf den Büchertischen. Die richtig guten Bücher verkaufst du. Und die übrige



gen stampfst du ein, weil es zu teuer kommt, sie zu lagern.«

»Hatte Lambros Spachis Feinde?«

Spachis' Feinde interessieren mich viel mehr als die Büchertische mit den guten und den schlechten Büchern.

Der Verleger denkt nach.

»Wenn Sie mit ›Feinden‹ Schriftstellerkollegen meinen, die auf ihn neidisch waren, dann hatte er viele Feinde«, antwortet er. »Griechenland ist ein kleines Land, Herr Kommissar, und unsere Zunft ist ganz besonders klein. Hat jemand Erfolg, glauben die meisten seiner Kollegen: Ohne den wäre mein Erfolg größer. Das ist natürlich Blödsinn, aber wie soll man sie vom Gegenteil überzeugen?« Er überlegt noch ein wenig und meint dann gepresst: »Ich fürchte, die Zahl der Neider ist seit seiner Kandidatur zum Akademiemitglied noch angewachsen.«

»Er wollte Akademiemitglied werden?«

Ich weiß zwar nicht, was genau das bedeutet, aber der wichtiguerische Gesichtsausdruck des Verlegers untermalt die enorme Tragweite des Vorgangs.

»Ja, und seine Chancen, gewählt zu werden, standen sehr gut.« Dann fügt er etwas zurückhaltender hinzu: »Hieß es wenigstens.«

»Jetzt mal langsam: Sie behaupten also, dass man in die Akademie gewählt wird?«

»Aber natürlich, Herr Kommissar. In die Akademie kommt man weder mit Eintrittskarte noch mit Wartenummer«, erklärt der Verleger und bedenkt mich mit einem Blick, der mich – freundlich ausgedrückt – zum Banausen und – unfreundlich ausgedrückt – zum Rindvieh stempelt.

»Wissen Sie vielleicht, wer Spachis' Mitbewerber waren?«

»Nein, ehrlich gesagt, interessiert es mich auch nicht. Die Wahl zum Akademiemitglied bringt heutzutage keine künstlerische oder wissenschaftliche Anerkennung. Sie befriedigt bloß die persönliche Eitelkeit und bringt ein saftiges Gehalt ein, so um die dreitausend Euro pro Monat.«

Kann sein, dass die Frage für den Verleger uninteressant ist oder er zumindest so tut, als ob. Mich jedenfalls interessiert es brennend, wer sich sonst noch beworben hat.